



**Beilage**  
zum Programm des Schiller-Realgymnasiums zu Stettin.  
Progr.-Nr. 222.                      **Ostern 1910.**

---

**Rede zur Einweihung des Bismarckturmes**  
auf dem Präsidentenberge bei Heringsdorf am 23. Juni 1907\*)

von  
**Dr. F. W. Paul Lehmann.**

---



Hochansehnliche Versammlung!

Wir stehen vereint zu ernster Feier am Fuße des Bismarckturmes. Weit grüsst er hinaus über Land und Meer, über die Oderinseln und die von den Schiffen aller Nationen befahrene Wasserstraße des ersten deutschen Ostseehafens als ein leuchtendes Zeichen, daß hier im Pommerland für des neuen Deutschen Reiches gewaltigen Baumeister bis über das Grab hinaus die Gefühle des Dankes und der Verehrung lebendig geblieben sind, die bei seinem siebzigsten Geburtstag der edle Bauherr, sein dankbar und treu ergebener Kaiser und König, in den Worten würdigte: „Es ziert die Nation in Gegenwart und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie Erkenntnis für das Wahre und Große zeigt, und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt.“

Der bestgehasste Mann Europas, der nie um seines Volkes Liebe mit schmeichelndem Wort geworben, wie hatte er doch mehr und mehr von denen, die „mit ihm gerungen, sein groß Verdienst unwillig anerkannt“, in den Bannkreis seines Wesens gezogen! Bewundernd blickten auf seinen staatsmännischen Genius auch diejenigen, welche kopfschüttelnd manche Lasten von „zwar“ und „ja aber“ in ihren Rucksäcken mit sich schlepten, während sie mit ihm auf seiner Bahn dahin wanderten.

Allgemeine und allseitige Anerkennung gibt es nur in den Artikeln und Reden stammelnder und strampelnder Superlativkünstler. An grimmen Hassern und verkleinernden Neidern hat es auch dem siebzijährigen Bismarck im In- und Auslande nicht gefehlt, aber die Herzen von Millionen Menschen hatte er entflammt, daß sie ihm erglühten in freudigem Stolz und schwärmerischer Verehrung.

Festjubil verhrauscht und Begeisterungstürme verwehen, aber die Würdigung und Wertschätzung Bismarcks hat ihren Höhepunkt schwerlich schon erreicht, geschweige denn überschritten. Noch ist das Werk nicht geschrieben, von dem es einmal heißen wird: „Das ist die Geschichte Bismarcks“. Noch hat kein Dichter sein Volk mit einem großen Nationalwerk über seinen Heros beschenken können. In der Versflut, die über ihn ergossen ist, entdeckt der spähende Blick selten eine echte Perle. In den schlichten Versen „Wo Bismarck liegen soll“ hat Theodor Fontane für die Empfindung, daß der hohe Name alle Denkmäler überdauern wird, die seinem Träger gesetzt sind, erhebende Worte gefunden:

Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt,  
aber der Sachsenwald der hält,  
und kommen nach dreitausend Jahren  
Fremde hier des Weges gefahren  
und sehen, geborgen vom Licht der Sonnen,  
den Waldgrund in Efeu tief eingesponnen  
und staunen der Schönheit und jauchzen froh,  
so gebietet einer: „Lärmt nicht so!  
hier unten liegt Bismarck irgendwo.“

---

\*) Anm.: Der Text entspricht der freien Rede durchaus im Gedankengange, nicht immer im Satzbau und der wörtlichen Einfügung der Zitate.

Offene Herzen findet bei uns allen der Mahnruf, den Goethe im Hinblick auf seinen Schiller dem Volke zugerufen hat:

„So feiert ihn, denn was dem Mann das Leben nur halb gewährt, soll ganz die Nachwelt geben.“

Aber den Festredner mag ein Bangen überkommen, wie er seiner Aufgabe gerecht werden soll. Nicht etwa die zage Scheu, das, was in der reinen Glut einer starken Brust geläutert ist, über die Lippen strömen zu lassen, aber die ernste Frage: Würde Bismarck, wenn er dir gegenüber stände, unwillig mit den buschigen Brauen zucken, oder würde ein freundlicher Strahl aus den großen Augen zu dir herüber leuchten?

Der grimme Verächter der „nebligen und schweblichten“ Redensarten, wie oft hat er seinen bitteren Hohn ergossen über die Leute, welche Schwimmkünste auf der Welle der Phrase treiben!

Wir wollen keine Vergleiche bauen und beschwören nicht die Schatten des klassischen Altertums, wir verschmähen vor allem eine andere Methode des Vergleichens, die ihre Opfer in der Gegenwart sucht. Leute, die sich einst nicht genug tun konnten in Klagen, daß der gewaltige Pascha alles auf sich zuschneide, hüpfen nach seinem Tode mit den Maßen seines Kürassiermantels und seiner Stiefel um verdiente Männer herum und glauben ihnen ihre Nichtigkeit zu beweisen mit dem armseligen und hämischen Triumphgeschrei: Viel zu weit für eure Größenverhältnisse!

Schlecht würden uns Klagen kleiden über die Bösen, Kurzsichtigen und Lieblosen, die dem großen Manne das Leben sauer machten. Daß Bismarck bei allen Streitfragen, die er verfocht, in jedem einzelnen Punkte stets recht gehabt habe, daß er auf den viel verschlungenen Pfaden immer den einzig richtigen betrat, das zu glauben, stand nur seinem treuen Weibe zu. Gesegnet sei ihr Andenken! Aber kein Festredner darf sich vermessen, diesen Ton anzuschlagen, wenn er nicht rettungslos im Strudel seiner Phrasen untergehen will.

Es sind doch wahrlich nicht lauter böse Menschen und kleine Geister gewesen, die ihm gegenüber gestanden haben, es sind Männer darunter, auf die nicht nur ihre Familien und ihre politischen Parteigenossen, sondern die Augen des deutschen Volkes in seinen besten Vertretern mit gerechtem Stolz blickten. Wir dürfen es getrost aussprechen, es hat scharfsinnigere Juristen, größere Gelehrte, tiefere Denker und geschultere Fachmänner gegeben, als den großen Kanzler; ob auch einen bedeutenderen Menschen, das wage ich nicht zu bejahen und zu verneinen, das möge jeder mit sich abmachen, der sich die Fähigkeit zutraut, die quantitative Analyse der Elemente vorzunehmen, welche Menschengröße bedingen. Ohne Prüfung vorübergehen darf er nicht an dem Sprossen des altmärkischen Junkergeschlechtes, der sein Volk in neue Bahnen zwang, mit Einsetzung alles dessen, was ein Mann von Kopf und Herz einzusetzen hat.

Wir klagen nicht, daß wir ihn nicht mehr haben; wir danken Gott, daß er uns zur rechten Zeit einen Mann gab, wie ihn nicht jedes Menschenalter und jedes Jahrhundert hervorgebracht hat.

Immer kleiner wird die Zahl derjenigen, die ihn von Angesicht zu Angesicht sahen. Das heranwachsende Geschlecht bleibt um Erinnerungen ärmer, die uns Älteren lieb und teuer sind. Mich umgeben Darstellungen Bismarcks, die ich nicht entbehren möchte, aber sie treten in den Schatten, wenn, um nur ein Beispiel zu nennen, vor meinem geistigen Auge der nach einer langen Reichstagssitzung im Linksgalopp durch den Tiergarten sprengende Halberstädter auftaucht, der von dem flott ausgreifenden Apfelbraunen den einsamen, ehrerbietig Front machenden Wanderer mit prüfendem Blicke maß und durch menschenwürdigen Gruß erfreute.

Das Bismarckerbe, an dem Welt und Nachwelt Anteil hat oder wenigstens Anteil haben kann — und in mancher Hinsicht mehr als seine eigenen Zeitgenossen — ist ein doppeltes. Es ist das Spiegelbild seines eigenen Selbst in Schriften, Reden und Briefen, und es ist der stolze Bau des von ihm auf sturmfreier Höhe errichteten Reichspalastes. Offenbarungen einer großen schöpferischen Künstlernatur — hier wie dort, eins wie das andere. —

Wir überblicken zunächst den literarischen Nachlaß und beginnen mit den „Gedanken und Erinnerungen“, dem Werk der Muße des bis zum Lebensabend Schaffensdurstigen. In Anlehnung an den treffenden Titel dürfen wir sagen: es sind Gedanken, die nicht an der Erde kriechen, und Erinnerungen an ein erstaunlich reiches Leben und Wirken.

Wie der Mann selbst sein lebelang, so hat auch der Schriftsteller Widerspruch erweckt und herausgefordert durch das Bekenntnis über die Art, wie er die Dinge sah, und auch wohl mal, wie

er sie gesehen wissen wollte. Nicht nur Ungerechtigkeit und schroffe Einseitigkeit sind ihm vorgeworfen, auch Irrtümer und Widersprüche sind ihm nachgewiesen. Aber gerade der Historiker, der am erfolgreichsten an der Arbeit war, die einzelnen Kapitel pflichtmäßig in peinlicher Sorgfalt auf ihren Wert für objektive Geschichtsforschung zu prüfen, hat allem kritischen Bestreben zum Trotz die schönste Würdigung des ganz aus Bismarcks Geist geprägten Werkes geschrieben, „das da widerspiegelt die Einheitlichkeit, Tiefe und Klarheit seiner Politik, die Schlagkraft des Urteils, die Schnelligkeit des Entschlusses und jene Kunst der Berechnung, welche Gegenwart und Zukunft blitzschnell umfaßte.“ (Max Lenz.)

Von zerfließender Weichheit zeigen die Urteile Bismarcks auch im Greisenalter keine Spur — das wäre ihm Lüge gewesen — in sehr gemilderter Form treten sie doch mehrfach auf. Ich wähle ein Beispiel:

Manteuffel hatte Bismarck und H. von Gagern zu sich geladen und versprach sich viel von dieser Begegnung, bei der er beiden Männern Gelegenheit gab, sich unter vier Augen auszusprechen. Als er sich dann bei Bismarck erkundigte nach dem Eindruck, den Gagern ihm hinterlassen, erhielt er die Antwort: „Er hat mir eine Rede gehalten, als ob ich eine Volksversammlung wäre.“ So steht es in den »Gedanken und Erinnerungen«. Nach einer älteren Mitteilung machte sich Bismarcks Gefühl in den Worten Luft: „Ach, ist das ein dummer Kerl! Schlägt die Augen auf, daß es knackt, und hält mir eine Rede. Bin ich eine Volksversammlung?“

Es hat viel gewandtere Redner gegeben als Bismarck. Oft ringt er mit dem Ausdruck, dann wieder gewinnt der Strom seiner Rede eine hinreißende Gewalt. Nie ist ihm die Rede Selbstzweck. Immer ist sie Mittel zum Zweck, ob sie nun in wohlervogenen Sätzen, unübertrefflich in der Gliederung von Haupt- und Nebensachen, die beherrschende Kraft des scharfen Verstandes dartut oder dahinfließt wie glühende Lava, die aus dem Schoße eines Vulkans hervorbricht.

Trotz alledem läßt sich schwer sagen, ob Bismarck nicht in seinen amtlichen Berichten größer erscheine, als in seinen Reden.

Wir bewundern das Geschick, wie bei aller Wahrung der Form der willensstarke, weitblickende Bundestagsgesandte den Herrn Vorgesetzten nach seinem Willen vorwärts schiebt und drängt und dazwischen mit burschikosem Anflug eine köstliche Charakteristik der verschiedenen Bundesratsdiplomaten auf das Papier wirft, und wir hören dann mit heiligem Respekt den Ministerpräsidenten, der dem Botschafter Goltz, verbindlich in der Form, aber mit eindringlicher Klarheit und mit schwach verhülltem Gefühl der Überlegenheit auseinandersetzt, daß er fest entschlossen sei, sich durch den klügsten Botschafter — »denn ich halte mich auch nicht für dumm« — nicht aus dem Kurse bringen zu lassen.

Ganz unvergleichlich ist die Frische und Ursprünglichkeit der Bismarckbriefe. Stilphilister werden ja am Rande hier und da ihr Tadelstrichlein anbringen, aber die Darstellung erreicht eine Glut und Tiefe, um welche große Kanzelredner, eine Pracht der Bilder, um die zünftige Poëten, und eine Anschaulichkeit in der Zeichnung der Landschaft, um die gefeierte Geographen ihn beneiden können. Das ist alles nicht ein Wässerchen, das, fein säuberlich gefaßt, in dem von Hecken umgebenen Bassin als murmelnder Springstrahl hervorplätschert, das rauscht und sprudelt aus dem tiefen Schoß der Erde und braust dahin durch Felsenklamm und Waldschlucht.

In dieser Natur wechseln die Stimmungen nicht wie die Übergänge in dem sanften Seeklima einer subtropischen Insel. Jäh sind die Witterungsumschläge, und rasend fahren die Wirbelstürme daher.

Unter den Männern, welche sich um unsern alten Heldenkaiser gruppieren, finden wir mehr als einen hervorragenden Prosaschriftsteller. Eine wunderbare Klarheit liegt ausgebreitet über Moltkes knappen, formvollendeten Darstellungen und spiegelt sich in dem straffen Gedankengefüge von Delbrücks gut gebauten Perioden. An innerem Reichtum übertrifft Bismarck beide.

Sprachbildende Kraft, Wucht der Empfindung, sprudelnden Humor, ja kühnen Flug der Phantasie offenbart uns so manches Blatt der Bismarckbriefe.

Ungeduldig quittiert der junge Referendar den Staatsdienst, da er mehr das Zeug zum Befehlen, als zum Gehorchen in sich spürt. Die Gutsverwaltung, gelegentlich unterbrochen durch militärische Dienstleistung und Stellvertretung des Landrats, wird ihm indessen bald zu eng, innere Unbefriedigung sucht Betäubung in vollem Lebensgenuß und erleuchtende Erkenntnis in den Konstruktionen Hegelscher Philosophie. Geläutert von dem Feuer einer reinen Neigung, erquickt von dem Hauch der christlichen Heilslehre, so steht, kaum mehr als dreißig Jahre alt, vor uns der

junge Gutsherr von Schönhausen, der energische Deichhauptmann. Wenn der eigene Schwager fürchtete, Otto könne zum bigotten Frömmel werden, so irrte er wie so mancher andere. Wohl war es Bismarck Ernst mit seinem Christentum wie mit allem, was seine Seele ergriff. Durchschauert und gerüttelt von den Zweifeln an seiner Würdigkeit, tritt er in Frankfurt an den Tisch des Herrn. Aber von dem vollen Gnaden-Durchbruch der Erleuchteten kann nicht die Rede sein, es bleibt ihm die ruhige Prüfung des auf Erden Möglichen und ein gut Teil altgermanischer Natur, die ihm im Hinblick auf einen Mordanschlag die Worte auf die Lippen drängt: „Ich möchte nicht ungerochen sterben.“ Selbst dem Bräutchen, in dem „etwas wankend zu machen“ er sich zur Sünde rechnen würde, vermag er nur schwach die Sympathie zu verhüllen für den mutigen Friesen, der den tapferen Vorfahren lieber in die Hölle folgen will, als mit den eifernden Priestern selig werden. Der Spruch „richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet“, scheint ihm in keinem Falle so anwendbar als gerade in Glaubenssachen. In einer kostbaren Mischung von Anpassungsfähigkeit an fremde Ausdrucksweise, ernster Selbstprüfung und neckischer Selbstironie schreibt er der Schwiegermutter: „Wenn es mir mit Gottes Hülfe gelänge, den jähen Zorn aus meinem Herzen zu bannen! Nur Gottes Gnade kann aus den zwei Menschen in mir einen machen und sein erlöstes Teil an mir so kräftigen, daß er des Teufels Anteil totschießt. Kommen muß es endlich, sonst stände es schlimm mit mir. Gott wird ja seinen Teil beitragen, daß er Herr im Hause bleibt und der andere sich höchstens auf dem Hausflur zeigen darf, wenn er auch da mitunter tut, als ob er der Wirth wäre.“

„Kannst Du mir eine Stelle in der Bibel nachweisen“, fragt er schalkhaft die Braut, „in der es verboten ist, den Namen des Teufels unnützlich zu führen?“ Gelungen muß es ihr nicht sein, geheilt wenigstens hat sie den Gatten von seinem Fehler nicht. Als der Reichskanzler einmal den von ihm eingeladenen Karl Braun Viertelstunde auf Viertelstunde mußte warten lassen, weil er selbst auf den Kronprinzen hatte warten müssen, stürzte er plötzlich ins Zimmer, und (Entschuldigung und „Befreiung vom Selbstzwang, der innerlich krank macht!“) der Helm fliegt krachend an die Wand unter dem Geleitwort: „Der Deubel hole den Fürstendienst!“

Was müssen klare Einsicht, berechnende Klugheit und eiserne Willenskraft oft für Not gehabt haben, das Ungestüm dieses Temperaments niederzuhalten! Wenn Bismarck gelegentlich von seiner Ruhe spricht, dann muß ich an König Friedrich Wilhelm den Ersten denken, der in köstlicher Naivität seufzt: „Es würde besser gehen, wenn ich nicht so tranquill wäre, aber Gott hat es nicht anders gewollt.“

„Sie kennen mich als einen ruhigen Mann“, sagt Bismarck zu einem Gutsnachbar. „Aber wenn Sie das tun — nämlich die Leute abwiegeln, mit denen Bismarck seinem König zu Hülfe ziehen will — da schieß ich Sie nieder.“

Am lebenswürdigsten erscheint uns die Ungeduld in den Bräutigamsbriefen, die ganz seiner Forderung entsprechen: Briefe sollen, wenn sie wahr sind, Abdruck augenblicklicher Stimmung sein. „Etwas beleidigt mich an Dir“, heißt es einmal, „daß Du Dich immer so wunderst, wenn andere Dich verehren. Sei nicht so beleidigend bescheiden, als wenn ich, nachdem ich zehn Jahre unter den Rosengärten des nördlichen Deutschlands umhergewandelt, mit beiden Händen nach einer Butterblume gegriffen hätte.“

„Ich bin daran gewöhnt“, erklärt er acht Tage später, „wöchentlich meine zwei regelmäßigen Briefe von Dir zu haben und wovon man einmal die Gewohnheit angenommen hat, das betrachtet man als ein wohlverworbenes Recht, über dessen Verletzung man sich entrüstet. Wenn ich nur erst wüßte, gegen wen sich meine Entrüstung wenden sollte?“

Zwei Stunden rennt er, den Hut ganz auf das Ohr gesetzt und ohne Zigarre, im Regen auf der Chaussee spazieren. Sein Grundsatz, nie an was Schlimmes zu glauben, ehe es sich nicht als unbestreitbar aufdrängt, will nicht standhalten. „An Grundsätzen hält man nur fest, so lange sie nicht auf die Probe gestellt werden. Geschieht das, so wirft man sie fort, wie der Bauer die Pantoffeln, und läuft, wie einem die Beine von Natur gewachsen sind.“

In weicher Stimmung macht er gegen Sonnenuntergang seinen Lieblingsplätzen im Kniephofer Park den Abschiedsbesuch. „Der Regen rieselte leise auf die Büsche, und ich starrte lange auf das matte Abendrot, bis zum Ueberlaufen voll Wehmut und Reue über die träge Gleichgültigkeit und die verblendete Genußsucht, in der ich alle reichen Gaben der Jugend, des Geistes, des Vermögens, der Gesundheit zweck- und erfolglos verschleudert, bis ich Dir, mein Herz, zumutete, das Wrack, dessen reiche Ladung ich im Uebermut mit vollen Händen über Bord geworfen hatte, in den Hafen Deines unentweiheten Herzens aufzunehmen.“

Wir wollen an dem ergreifenden Stimmungsbilde nicht kritteln. Das Wrack aber war der kraftstrotzende, tatendurstige Deichhauptmann von Schönhausen, der einmal durch eine Mischung von einschmeichelnder Liebenswürdigkeit und klotziger Grobheit zu seiner inneren Befriedigung einundvierzig unter einander verkrachte Bauern unter einen Hut bringt, dann wieder berittene Posten längs der Elbe aufstellt und Faschinen und Sandsäcke heranfahren läßt, um zur rechten Zeit an rechter Stelle der Gewalt des Stromes zu wehren. Das Reitpferd erweist sich nicht stark und sicher genug, aber es wird ein anderes gekauft, dem kein kontinentales Hindernis zu hoch und zu breit ist.

Der Deichhauptmann ist kampfbereit, aber die „Elbe liegt still und mürrisch unter der Eisdecke“. Dann aber regt sie sich, es geht los! Und während gesattelt wird, bannt die eilende Feder Jauchzer auf das Papier: „Es weht mich an wie frisches Leben. Heut Nacht steh ich in finstrier Mitternacht!“ Eitles Hoffen, es wird wieder nichts Rechtes. Und grollend erklärt der Enttäuschte: „Wenn die Elbe alle Jahr so langweilig sanftmütig sein will wie bisher, so werde ich das Kommando über ihre Fluten niederlegen.“ —

„Man ist ja gegen eine fremde Dame nie so grob wie gegen seine eigene Frau“, hat Bismarck mal gesagt, und doch schrieb der Ehemann zarter und inniger, als der Bräutigam. Als er im Juli 1851 von Frankfurt aus Wiesbaden besucht hat, meldet er seinem Niedchen: „Ich habe mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner zweiundzwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wie manches Laub mag noch an unserm inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder vierzehn Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben. Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich gerade besonders schwarz gestimmt bin, im Gegenteil, mir ist, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelb werdende Laub betrachtet: gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See und Wiese, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethovenscher Symphonie vermischt.“

Das ist ein Ausnahmebrief. Gewiß, es gibt auch solche, bei denen vielleicht allzu zart besaitete Gemüter vor Ausdrücken wie „Bälger, Brüllaffen, schlafbesoffener Diener“ erschauern oder Rücksichtslosigkeit entdecken, wenn der Dreiundsiebzigjährige aus Varzin schreibt: „Ohne Pferde und ohne Frau halt ich hier nicht länger aus.“

Mich weht aus allen Zeilen, die ihr „treuster v. Bismarck“ an sein liebes Herz schreibt, ein Hauch an, bei dem mir Lothar Buchers Worte einfallen: „Alle Bismarcks werden gute Ehemänner.“

Wenn der Strohwitwer sich auch freut, daß die Abwesende nun wohl mit ihren „Küken zu Nest geklückt sei“, Unruhe treibt ihn hin und her und öde ist sein Haus.

„Schreiben mußt Du, sonst werd ich krank“, mahnt er und lobt dann wieder: „Du schreibst so fleißig, daß ich Dich sehr dafür eien will, wenn ich Dich erst wieder in meinen Händen halte“, oder: „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, das ihm alle Tage schreibt.“

So sehr ihn stets nach Nachricht verlangt, die Leidende bittet er, sich zu schonen, auch mit dem Briefschreiben, das können die Kinder besorgen. Selbst auf den gemütlichen Weihnachtsabend will er 1886 verzichten, damit sich die Gattin nicht auf der Reise den Unbilden der Witterung aussetze: „Ich werde in Sorge um Dich krank, wenn ich nicht sicher bin, daß Du still im warmen Zimmer bleibst.“

Ohne jeden Kommentar gebe ich Schluß und Nachtrag eines Briefes vom 6. August 1870.

„Grüße Bill und bitte Gott mit mir und mit Deiner Mutter, daß er uns alle gesund wieder zusammenführe, vor allem aber uns Sieg werden lasse nach seiner Gnade. Dein treuer Vater  
v. Bismarck.

Wird einer von Euch beiden blessiert, so telegraphiert mir nach des Königs Hauptquartier, so schnell es geht. Eurer Mutter aber nicht vorher.“

Und nun zum Lebenswerk des großen Reichsbaumeisters.

„Soll es sein, dann voran!“ schreibt der angehende Ministerpräsident der Gattin. „Im nächsten Sommer sind wir vermutlich in Schönhausen.“

Kampfesmutig, siegeszuversichtlich, aber auf alles gefaßt, und sei es das Ende durch Hinrichtung oder Meuchelmord, so tritt der reckenhafte Vorkämpfer der preußischen Thronrechte an

die Seite seines an Verzichtleistung denkenden Königs. Je höher die Wogen des Unwillens gegen ihn heranbranden, desto höher hebt sich sein Mut und wird gelegentlich zum kecken Übermut. Aus dem Kabinett des Königs blickt er ins Vorzimmer und drückt seine Verwunderung, daß zwei erwartete Ministerkollegen noch nicht zur Stelle sind, gegen den Adjutanten Hohenlohe-Ingelfingen mit den Worten aus: „Sind die beiden andern Schwindler noch nicht da?“

„Einen Redner, der mir Sottisen sagt, auf der Tribüne vor mir“, so schreibt er seiner Johanna, „geb ich Dir Nachricht von meinem Wohlbefinden.“

Und doch glaube man nicht, Bismarck zu verstehen, wenn man hier nur die Wikingsnatur sieht, die im Sturmestoben jubelt:

„Und segelt ich auch meinen Kahn in den Grund, so ist es doch herrlich zu fahren!“

Es ist die Künstlernatur in dem Meister der Staatskunst, die in seinen Adern glüht und sich aufreckt im stolzen Kraftgefühl, jetzt, wo's gilt, zu schaffen, Großes zu schaffen.

Wohl hat er sich mal bekannt zu einem Ehrgeiz von einer Macht, „die jede Überlegung ausschließe“, aber es ist kaum die Spur in ihm vorhanden von jener inneren Genugtuung oder gar Einbildung auf Stellung, Rang, Titel und Orden.

„Der König hat mir den Schwarzen Adlerorden verliehen und, was mir noch lieber war, hat mich herzlich umarmt“, schreibt er seiner Frau im Herbst 1864 und dem Prinzen Karl, der ihn fragt wie er sich als Fürst fühle, gibt er die sehr unliebsam empfundene Antwort: „Ganz anständig, Königliche Hoheit. Ich habe mich schon als Herr von Bismarck immer ganz anständig gefühlt.“

Er will Minister sein, um seine Ideen in Taten umzusetzen, um seine Ideale zu verwirklichen. Bismarck, der Realpolitiker, ein Künstler mit Idealen?! Ja, wer's nicht versteht, dem mag's wie ein Hohn klingen! Aber heißer geglüht hat schwerlich je eine Brust in den Stunden seligster Schaffensfreudigkeit, als die des feurigen Landedelmannes für seine Pläne von einem stolzen Staatsgebäude auf den festgefühten Grundmauern der preußischen Großmacht.

Das ist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, in der Flut wogender Gedanken. „Legitimität?“ fragt er mal bitter. „Ich kenne nur die Legitimität der preußischen Krone.“

Das dunkle Vorgefühl der großen Lebensaufgabe ist's, das — ihm selbst unbewußt — die Anwendungen von Schwermut bei dem unbefriedigten Besitzer von Kniephof hervorruft und das ihn wieder und wieder, wie so viele Stellen seiner Briefe beweisen, in den Bannkreis der Politik lockt. Heiße Herzenstränen ersticken die Stimme des jäh von der Wucht seiner Empfindungen überrumpelten Abgeordneten, als er, der sein Ideal durch die Bewegung von 1848 in den Staub gezogen, die stolze Zukunft von Preußen verpfuscht sieht, mannhaft bekennen will, daß er nicht preisen könne, was er als unabänderlich hinnehmen müsse.

Der Glaube, daß seine Zeit kommen müsse, hat wohl kaum jemals den Bundestagsgesandten in Frankfurt und den Botschafter in Petersburg und Paris verlassen. Es waren wichtige Vorstudien, die er hier machte und durch deren Verwertung er die Sicherheit bei der Ausführung seines Werkes gewann.

Freilich konnte er nicht mit fein säuberlich ausgearbeiteten Rissen und Plänen, mit Benutzung erprobter Vorlagen und Muster an seinen Bau gehen. Auf dem Platz, den er gebrauchte, wollten viele bauen und wollten andere einen großen, starken Bau überhaupt nicht aufkommen lassen. Unaufhörlich wechseln die Bedingungen, unter denen gebaut werden kann, immer wieder müssen die Entwürfe geändert werden, und unausgesetzt ist acht zu geben, daß nie der günstige Moment versäumt wird.

Man rühmt mit gutem Grunde die Kraft der Phantasie Böcklins, wenn er die Überfülle der Bilder, die seinem geistigen Auge vorschweben, ohne jegliche Vorlage auf zwei oder drei Staffeleien zu gleicher Zeit bannt.

Aber welche Fülle von Möglichkeiten ist in der Werdezeit des Deutschen Reiches, oft von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde an den Blicken Bismarcks vorübergegangen!

Zu den Schwierigkeiten der inneren Krise kam die Verwicklung der schleswig-holsteinischen Frage. Der Staat, der es vor kurzem als seine Aufgabe betrachtet hatte, Preußen erst zu demütigen und dann zu zerstückeln, trat an die Seite des alten Rivalen und in den Dienst der Bismarckschen Politik. Auch der Geschichtsforschung, die nach Ranke die Aufgabe hat, zu zeigen, wie es eigentlich gewesen sei, will es nicht gelingen, das verwickelte Netz aller politischen Fäden, die angezogen und abgeschnitten wurden, bis in alle Einzelheiten klar und übersichtlich vor uns

auszubreiten. Darin sind alle einig: die eigentliche Seele, die treibende Kraft der europäischen Politik in dieser denkwürdigen Zeit war Bismarck. Mag nun im Hintergrunde von Anfang an der Gedanke gelebt haben: „dat möten wi hewwen“, oder erst im Verlaufe der Ereignisse, als der Platz für einige Strebepfeiler des Zukunftsbaues verweigert wurde, der Entschluß gefaßt sein: „wir können dem Küken, das wir ausgebrütet haben, ja auch den Hals umdrehen.“

Der Friedensschluß schuf — das wußte keiner besser als Bismarck — unhaltbare Verhältnisse. Es fragte sich, ob sie, ohne Preußens Zukunft zu schädigen, friedlich zu lösen seien. Es ging nicht! Das „Gebrechen des Bundestages“ mußte zuletzt doch mit Feuer und Schwert geheilt werden. Als im siebentägigen Kriege mit der Schlacht von Königgrätz der König den Feldzug gewonnen hatte, da begannen für Bismarck erst die schwersten Tage: Die Gefahr der Eingriffe fremder Mächte, die Schwierigkeit, die Zustimmung seines Herrn zu gewinnen für die weit blickende Politik, die den Satz aufstellte: „wir haben an Österreich nicht zu rächen, daß es das gewollt hat, was wir wollen mußten. Eine Machtfrage, nicht eine Rechtsfrage ist entschieden.“ Die Gestaltung der politischen Karte Mitteleuropas ist ganz Bismarcks Werk. Dankbar hat er stets der Unterstützung des hochherzigen Kronprinzen gedacht.

Mit Siegesjubel kehrte das ruhmgekrönte Heer heim, mit überreizten Nerven der leitende Staatsmann. In Nikolsburg hatte ihn plötzlich ein Weinkrampf geschüttelt, „daß ihn der Bock stieß“, wie er sagt, „weil ihn Gewissensbisse über den Bruderkrieg quälten“, wie sich Menschen ohne Menschenkenntnis zuraunten.

Mit dem Zuwachs von vier Millionen Menschen, mit der Errichtung eines in sich zusammenhängenden Staatsgebietes war der Raum für den Mittelbau des Reichsgebäudes gewonnen.

Die Angliederung der norddeutschen Bundesstaaten, die erste Anknüpfung von Beziehungen zu Süddeutschland, das napoleonischen Rheinbundsplänen nicht zum Opfer fallen durfte, die Heranziehung des Volkes zur Mitarbeit am weiteren Ausbau: das alles ist aus Bismarcks Geist hervorgegangen wie Pallas Athene aus dem Haupte des Göttervaters.

„Das Wort „deutsch“ für „preußisch“ möchte ich gerne erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen“, hatte der Weiterblickende 1859 geäußert, „wenn wir enger und zweckmäßiger mit unsern übrigen Landsleuten verbunden wären.“ Das war geschehen, und Bismarck entfaltete die Fahne vor dem über das so plötzlich verschobene Gleichgewicht befremdeten Europa.

Empfindlicher als alle blieb Frankreich, für das so garnichts abgefallen war. Nachgiebig in der Luxemburger Frage, abmahnend bei dem Andrängen Badens zur Aufnahme in den Norddeutschen Bund, trat Bismarck dem übermütigen Gebaren bei Gelegenheit der spanischen Thronfrage fest entgegen und provozierte durch die Redaktion der Emser Depesche, als er, mit Moltke zu sprechen, aus der Chamade Fanfare machte, die Kriegserklärung Frankreichs. Wie sie wirkte, wohin sie führte, das wissen wir alle.

Es entstand das Deutsche Reich, angegliedert an den starken preußischen Mittelbau, das Lebenswerk des großen Reichsbaumeisters!

„Aber“, so hat schon mancher gesagt, „er hat doch auch nicht alles allein getan!“ Ich antworte auf dies „Aber“ mit dem Ausspruch Bismarcks: „Was hätt' ich erreichen können ohne meinen alten Herrn und ohne die Tüchtigkeit unseres Heeres?“

Uns aber, die wir am Fuße des Bismarckturmes stehen, ziemt es, mit freudigem Dank zu bekennen: daß wir Kaiser und Reich haben, verdanken wir ihm! Dieses Dankgefühl können wir nicht besser betätigen, als daß wir allzeit, jeder nach seinem besten Wissen und Können, eintreten für Kaiser und Reich. Diesem Vorsatz geben wir einig mit Herz und Mund Ausdruck durch den brausenden Ruf: Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser, König und Herr lebe hoch!

